

Editorial

Weltbürgertum – kann man heute im Ernst davon reden? Oder nur allerorts darüber reden (schreiben), es nirgends einklagen? Kant sah zu seiner Zeit, bei seiner Bemühung um einen »ewigen Frieden« (im 3. »Definitivartikel«) im »Weltbürgerrecht« eine »notwendige Ergänzung« des selber noch »ungeschriebenen« Völkerrechts zu einem »öffentlichen Menschenrechte überhaupt«. Sein Status auf Erden aber scheint ähnlich »anmutend« zu bleiben wie jedes Urteil über das Schöne. Kant erläutert seinen wesentlichen Inhalt als ein allen Menschen zustehendes Besuchsrecht, »sich zur Gesellschaft anzubieten, vermöge des Rechts des gemeinschaftlichen Besitzes der Oberfläche der Erde, auf der, als Kugelfläche, sie sich nicht ins Unendliche zerstreuen können, sondern endlich sich doch neben einander dulden zu müssen, ursprünglich aber niemand an einem Orte der Erde zu sein mehr Recht hat, als der andere«. »Wirklich zu machen« aber wäre dieses schöne Recht vermutlich, ebenso wie der ewige Friede selbst, »nur in einer ins Unendliche fortschreitenden Annäherung«.

Inzwischen hat sich »der Verkehr«, auf dessen wohlthätige Wirkung Kant mit dem voreiligen Optimismus der Aufklärung gesetzt hat, zu einer veritablen Globalität ausgewachsen. Menschen verschiedenster Herkunft migrieren in alle begehrten Flecken der Erde, um sich, überwiegend ihres Lebensunterhalts wegen, anderswo »zur Gesellschaft anzubieten«. Mit der Förderung und Restriktion dieser Bewegung(en) haben die meisten Nationalstaaten zu tun: in Verordnungen, Ansätzen zu einer darauf eingehenden Gesetzgebung, zaghaften Vorerwägungen über das weiterhin ausstehende Weltbürgerrecht. Die Literatur, die schöne oder weniger schöne, reflektiert sämtliche Bedingungen und Folgen, Erwartungen und Erfahrungen dieses lebhaften Verkehrs von Personen; ein beträchtlicher Teil von Texten verdankt sich der Migration. Ob sie selbst, als Medium der Durcharbeitung, der Spiegelung, des Vorgriffs, der Kritik, ein geeignetes Forum bietet, ein solches Weltbürgerrecht näherzubringen, wäre für die hier vorgelegte schmale Kollektion von Literaturbetrachtungen eine viel zu hoch gegriffene Frage. Vielmehr konzentrieren sie sich am stärksten auf die Modalität des hier in Frage stehenden Anspruchs oder gar Rechts als eines noch ausstehenden, bestenfalls »regulativen«, eines »Ansinnens« eben, wie es zur Literatur besser zu passen scheint als jede direkte Forderung.

Die Beiträge dieser Ausgabe erkunden die Bedingungen, denen die literarischen Spielformen des Kosmopolitismus heute unterliegen: Sie verhandeln die Idee der Weltliteratur als kosmopolitische bildungspolitische Institution, die sowohl historisch geprägt ist als auch auf aktuelle Wirksamkeit zielt, indem sie dem Leser den Ausgang aus dem »Narzissmus der eigenen Nationalliteratur« weist (Venkat Mani). Sie lesen Texte der Literaturen »ohne festen Wohnsitz«, die sich selbst gar nicht explizit als kosmopolitisch verstehen, gleichwohl aber ein Bewusstsein globaler Konvivenz kommunizieren (Ottmar Ette). Sie gehen neuen Formen eines literarischen Weltbürgertums in der Lyrik Durs Grünbeins nach, das auf den Traditionen einer kosmopolitischen Wissenspoetik gründet und die utopische Valenz dieser Konzepte durchspielt (Andrea

Bartl). Sie erkunden die Weltwanderungen kosmopolitischer Walfänger in Melvilles *Moby-Dick* als Produkte eines globalisierten Kapitalismus moderner Prägung, der zugleich für eine kulturelle Öffnung des multiethnischen amerikanischen Kontinents steht (Alexander Honold). Und sie explizieren an den narratologischen Bewegungen der Texte, bei Mora, bei Martynova, wie Migration nicht nur inszeniert, sondern in eine fort-laufende Einladung an den seinerseits mobilisierten Leser transformiert wird.

Gerhard Bauer und Julia Schöll

Erinnerungen an Dieter Schlenstedt

Ich rief ihn nicht nur an, wenn ich seinen Rat brauchte, aber Anfang April dieses Jahres brauchte ich wieder einmal seinen Rat. Für eine Lesung an der New York University hatte ich zehn Brechtgedichte ausgewählt. Wir sprachen über meine Auswahl, er riet mir zu dem frühen Gedicht »Von der Freundlichkeit der Welt«. Die Welt ist darin nicht besonders freundlich, wir – dieses »ihr«, an das sich das Gedicht wendet – werden nicht erwartet, die Welt schuldet uns nichts und gibt uns wenig. Ertragbar ist solche Kälte nur dank einiger einfacher menschlicher Freundlichkeitsbezeugungen. Sie bilden, wie Walter Benjamin über dieses Gedicht gesagt hat, das »Minimalprogramm der Humanität«. Von dieser Art war Dieter Schlenstedts Freundlichkeit. Eine unmittelbare, unspektakuläre Freundlichkeit, Ausdruck eines Minimalprogramms der Humanität, das unterm Raubtierkapitalismus immer ferner zu rücken scheint. Ich kann an den Freund und großen Literaturwissenschaftler nicht denken, ohne an seine Freundlichkeit zu denken. Sein Wissen, seine Analysen, seine Fragen und Einsprüche sind in Büchern und Aufsätzen aufbewahrt. Was aber mache ich ohne seine Freundlichkeit?

Er hat mir in jenem Telefongespräch auch noch das achte Gedicht aus Brechts »Lesebuch für Städtebewohner« empfohlen – eines von Brechts bösesten. Ohne ihre Dialektik ist solche Freundlichkeit nicht zu haben. Ich habe beide Gedichte in die Lesung aufgenommen.

Dieter Schlenstedts theoretische Arbeit reichte von Untersuchungen der marxistischen Literatur- und Kulturtheorie und des Widerspiegelungsbegriffs bis zur Rezeptions- und Avantgardeforschung. Bei den Werken zu diesen Bereichen war Dieter Schlenstedt »Mitverfasser«, wie es jeweils im Impressum heißt. Der Terminus weist auf eine Eigenart der Forschung am Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR hin: die Arbeit im Kollektiv. Mit dem ZIL

und der DDR-Akademie ist auch diese Art der literaturwissenschaftlichen Produktion abgewickelt worden, westlichen Geisteswissenschaftlern war sie ohnehin verdächtig.

Ein langes Gesicht, stark geformte Züge, Falten von der Nase zu den Mundwinkeln, Haarsträhnen, die ihm in die Stirn fielen. Beim Lachen waren unordentliche Zähne zu sehen. Ein von Leben erfülltes Gesicht.

1985 hat er eine bis heute grundlegende Monographie über Egon Erwin Kisch veröffentlicht. Ich hatte ihm erzählt, dass mein Vater mir als Sieben- und Achtjährigem Kisch vorgelesen hat (»Wie dieser Satz, so rund ist diese Perle: so rund wie dieser Satz«). Dieter schickte mir sein Buch mit der Widmung: »Dem Ko-Sympathisanten der dokumentarischen Literatur«. Neben dem Interesse an der dokumentarischen Literatur war es vor allem die DDR-Literatur. In zahlreichen Aufsätzen hat er sie kritisch analysiert und dem Lesepublikum vorgestellt, auch verteidigt gegen bornierte Beengungen und Zensurmaßnahmen. Die Schriftstellerfreunde, von Volker Braun bis Steffen Mensching, haben ihrem Vertrauen in den Kollegen aus der Wissenschaft eine Form gegeben: sie haben Dieter zum (letzten) Präsidenten des (Ost-) PEN gewählt.

Auf Fotos von wissenschaftlichen Veranstaltungen, die mir vorliegen, ist Dieter stets zusammen mit seiner Frau Silvia zu sehen, der großen Exilforscherin. Fünfzig Jahre waren sie verheiratet. Ihre gemeinsame E-Mail-Adresse lautete »sdschlenstedt«, auch noch nach Silvias Tod. Manche Arbeit haben sie gemeinsam verfasst, darunter einen Aufsatz über Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands*, der 1981 im Argumentband *Die »Ästhetik des Widerstands« lesen* erschien. »Es war die erste Arbeit, die ich von Silvia oder Dieter las.« Diesen Satz habe ich schon einmal geschrieben, vor einem Jahr, im *Argument* 4/2011, in meinem Nachruf auf Silvia. Elende Wiederholung.

Als nach Silvias Tod am Ende des Jahres auch Christa Wolf starb, mit der die Schlenstedts eng verbunden waren, schrieb Dieter mir: »Ich sehe mich im Zustand der Verlassenheit«.

Bei meinem letzten Besuch in der Seelenbinderstraße, im vergangenen Oktober, haben Dieter und ich nicht mehr in der Küche zusammengesessen; ohne Silvia ging das nicht. Dieter führte mich in ein türkisches Restaurant. Ich erwähnte meine aus der Türkei stammenden sephardischen Vorfahren. Mit Silvia hatte ich kaum über meine jüdische Herkunft gesprochen, auch nicht über ihre jüdische Herkunft. Es war für sie sowenig zentral wie für mich. Dagegen gehörte Auschwitz zum Unabdingbaren ihres Denkens. Ich kann mich an Dieter nicht erinnern, ohne mich an Silvia zu erinnern.

Silvia und Dieter Schlenstedt gehörten, wie Christa Wolf, zu den beispielgebenden, gerade auch in ihrem Humanum beispielgebenden Intellektuellen, Schriftstellern und Künstlern, Männern und Frauen, die die DDR hervorgebracht hat. Sie verkörperten jenes Minimalprogramm der Humanität, ohne dessen Verwirklichung die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft nicht abschließen kann.

Zwei Tage vor seinem Tod habe ich Dieter eine Arbeit gesandt, zu der ich seine Meinung haben wollte. Er war, ich wusste es, sehr krank. Kaum hatte ich die Send-

Taste gedrückt, hatte ich Gewissensbisse, weil ich etwas von ihm wollte, wo es ihm so schlecht ging. Ich redete mir ein, es gebe dem Freund Mut, wenn er sehe, dass sein Rat gebraucht werde. Er hat nicht mehr geantwortet; für einmal hat er mir seine Freundlichkeit verweigert.

Am Ende eines kurzen Berichts über eine Gedenkveranstaltung für Christa Wolf schrieb er mir: »Du merkst schon, ein Tod ist ein Schnittpunkt, aber kein Endpunkt«. Kein Endpunkt? Seit dem Tod von Silvia und Dieter Schlenstedt finde auch ich mich im Zustand der Verlassenheit. Wie mache ich es nun ohne die Freunde?

Robert Cohen

In meiner Erinnerung trägt er ein offenes Hemd, sein Haar ist ohne Absicht zerwuselt, kein Schlips, er liegt mehr im Sessel, als er sitzt, die Hände vor der Brust geparkt, der Kopf geneigt, grinsend, spitzbübisch lächelnd. Er konnte sich freuen wie ein Junge. Mensch, Mensch, sagte er bisweilen, wo sind wir hingeraten?

Vor zwanzig Jahren besichtigten wir die Kathedrale in Amiens. Mehr als die Pracht der Kirche erstaunte uns der Widerspruch zwischen dem gigantischen Schiff und den gedrungenen Bürgerhäuschen am Domplatz. Wenn ich die Szene aufrufe, dann, weil ich glaube, dass die Reflexion sein Thema umriss: die Kunst, der schöne Schein, das Reich der Ideen, ins Verhältnis gesetzt zu ihrer irdischen Basis, in Bezug zum sozialen Raum, zur Geschichte. Ein Gebiet komplexer Zusammenhänge.

Dieter besaß die Gabe, Widersprüche punktgenau zu benennen. Seine Stimme war warm, voluminös, seine Rede ohne Eifer, ich habe ihn niemals grob, aufbrausend oder herrisch erlebt. Auch wenn er verteufelt klug sprach, wirkte er nie gelahrt oder angestrengt. Besserwisseri war ihm fremd. Silvia und Dieter waren ein Paar, das Weltbürgertum in die abgezielten DDR-Verhältnisse brachte.

Ihre Wohnung in Köpenick war für uns eine intellektuelle Tankstelle. Hans-Eckardt Wenzel und ich fuhren zu den »Schlennis«, um gut zu essen, zu trinken, die »Lage« zu erörtern, Dampf abzulassen, zu lästern, von unseren Touren zu berichten und neue Texte vorzustellen. Fünf bis sechs Stunden saßen wir in der »Kirche«, dem höchsten Raum ihrer Wohnung, bis Silvia, spät nach Mitternacht, die obligatorische Frage stellte: wer will keinen Kaffee? Ich habe bei diesen Gesprächen die wichtigsten Anregungen und Ermunterungen für meine Arbeit als Autor bekommen, Kritik, Textanalysen, Buchtipps, Fragen.

Dieter war, als ich ihn kennen lernte, als Literaturhistoriker bereits eine Institution. Sein Widerspiegelungs-Buch und die »Wirkungsästhetischen Analysen« gehörten während meines Studiums zur Pflichtlektüre. Trotzdem gaben uns Silvia und Dieter nie das Gefühl, in einem Schülerverhältnis zu ihnen zu stehen. Sie nahmen uns und unsere Perspektive ernst. Es gehörte zu ihrer Bescheidenheit, dass sie ihre Arbeit als eine den Künsten und Künstlern dienende verstanden.

Wir lebten damals in einem vertrauensvollen Verbund mit Karin und Heinz Hirdina, Rosi und Wolfgang Heise, Günter Mayer, Gerd Rienäcker, Simone Barck, Irene Dölling und »den Schlenstedts«. Man sah sich nicht jede Woche, aber regel-

mäßig, man wusste, worüber der andere arbeitete, man wusste, dass man sich, wenn man in Schwierigkeiten geriet, jederzeit an die Freunde wenden konnte. Man vertraute sich hundertprozentig.

Dieter besaß Leichtigkeit, Schwung, Eleganz, Clint Eastwood – als Marxist, nicht als Republikaner – in einem Film der Nouvelle Vague. Angeblich ein erstklassiger Gesellschaftstänzer war er stets lässig, aber nie nachlässig. Wenn er auftrat, dann strukturiert, mit Konzept und Überblick.

Ich lernte bei ihm, dass Autorität mit Kompetenz, Offenheit und Organisation zu tun hat. Wir arbeiteten einige Jahre im Präsidium des ostdeutschen PEN-Zentrums. Eine sinnvolle Tätigkeit, fern aller Vereinsmeierei. Dieter hatte das Präsidentenamt übernommen, mit dem Vorsatz, die Geschichte des Vereins kenntlich zu machen. Ihm ist maßgeblich zu verdanken, dass die Bildung des gesamtdeutschen PEN-Zentrums Vereinigung genannt werden darf, nicht bürokratischer Anschluss. Ein verklärender Rückblick auf die Vergangenheit passte so wenig zu seiner Vitalität wie eine Anbetung des status quo zu seinem kritischen Geist. Dummheit und Dogmatik machten ihn zornig, provozierten seinen Spott.

Das Scheitern des sozialistischen Experiments hat ihn nicht bitter werden lassen. Durch seine Arbeit über Egon Erwin Kisch war er mit der Geschichte der k.u.k.-Monarchie bestens vertraut. Lange vor 1989 erwähnte er Österreich-Ungarn als warnendes Beispiel. Die Donau-Monarchie sei weniger durch die Kriegsfolgen zerfallen als durch gesellschaftliches Desinteresse. Ein Staat, in den niemand mehr investiere, laufe Gefahr zu implodieren, in sich zusammenzufallen. Beispiele sozialer Erosion sah er auch im neuen System, das er für das alte hielt. Er glaubte, die Menschheit müsse sich endlich anders und neu organisieren, wolle sie nicht in barbarische Zustände und Chaos herabsinken. Jede Ordnung müsse daran gemessen werden, wie viel Realitätskontrolle (das heißt Freiheit) sie ihren Zeitgenossen ermögliche. Dafür eröffneten die Künste – ganz im Sinne Schillers – ein spielerisches Testfeld.

Die Vielseitigkeit seiner Arbeiten ist verblüffend, er schrieb einen zupackenden und geschliffenen Stil, in dem Fabulierlust, Ironie und pralle Gegenständlichkeit Raum hatten. Dass er in den letzten Jahren viel Kraft in arbeitsintensive Projekte wie das »Wörterbuch ästhetischer Grundbegriffe« steckte, habe ich bewundert und bedauert. Sein essayistisches Werk stellte er zurück. Ich hatte gehofft, er würde seine persönliche DDR-Literaturgeschichte verfassen, im Dialog mit Silvia, die für ihn präsent war auch nach ihrem Tod.

Im letzten Sommer kam er nach Mecklenburg, um meinen kleinen Sohn kennen zu lernen. Auf der Rückfahrt nach Berlin fuhr er über Neustrelitz, wo sein alter Freund Hermann Kant im Krankenhaus lag. In seinen letzten Tagen – in der Klinik – erklärte er den Ärzten, die Praxis, ältere Patienten über den Flur zum Duschen zu schicken, sei würdelos. Er liebte das Leben, er liebte die Menschen. Einen zärtlicheren und klügeren Freund werde ich nicht mehr haben. Steffen Mensching